

Ich maße mir nicht an, als Schriftsteller städtebauliche und bautechnische oder bauökologische Lösungsvorschläge zu präsentieren, aber was ich als Schriftsteller können sollte, ist, eine Geschichte zu erzählen. Eine selbst erlebte sogar. Aus einem der großen europäischen Krisenherde der Wohnungsnot und der Baumisere, aus München nämlich. Da lebe ich seit nunmehr fast einem Vierteljahrhundert, als sozusagen Direktbetroffener, der in dieser Zeit die Steigerung der Münchner Mietpreise um etwa 120 Prozent miterlebt hat. Aber das mit den Zahlen, das ist ja so eine Sache, 120 Prozent, was heißt das schon? Sehr viel heißt das.

Es heißt, dass nämlich eine Bestandswohnung, als ich Anfang des Jahrtausends nach München zog, noch zehn Euro Miete pro Quadratmeter gekostet hat und dieselbe Wohnung jetzt glatt zweiundzwanzig Euro oder mehr kosten kann, während sich die Löhne kaum entwickelt haben. Ich muss daran erinnern, dass die Hälfte der berufstätigen Münchnerinnen und Münchner weniger als 4500 Euro Monatsgehalt nach Hause bringt. Da darf es auch nicht erstaunen, dass immer mehr Familien in München die Hälfte ihres Einkommens für die Miete ausgeben. Dafür hat sich München im Arcadis Construction Cost Index auf den glamourösen Platz der fünfthundertsten Stadt der Welt vorgearbeitet, was von der in der Immobilienvermarktung und Bewertung tätigen Bayerischen Immobiliengesellschaft – und hier dürfte sich eines der großen Probleme in besonders offensichtlicher und schamloser Weise zeigen – als Beleg für die hohe Lebensqualität der Stadt gewertet wurde.

Eine letzte Zahl noch, weil es die Lieblingszahl des früheren Münchner Oberbürgermeisters Hans-Jochen Vogel war, der sein Leben dem Kampf gegen die Wohnungsnot verschrieben hatte. Vierunddreißigttausend. Um vierunddreißigttausend Prozent sind die Bodenpreise in München seit 1950 gestiegen.

München scheint mir aber auch in anderer Hinsicht ganz vorne mitzuspielen. Nämlich wenn es um das Abreißen von Bestandsbauten geht. Das ist zurzeit überall gut zu sehen, weil die Leitzinsanpassungen der Zentralbanken die windigen Geschäfte der hochspekulativen Immobilienentwickler haben zusammenbrechen lassen und sich nun die Spuren dieser Spekulationen in der Stadt festsetzen wie narbige Krater. Allein René Benko ist auf der kurzen Strecke in der Münchner Innenstadt vom Bahnhof zum Marienplatz für drei Bau ruinen verantwortlich, die in unterschiedlichen Abbruchzuständen vor sich hingammeln. Zu Fuß erreiche ich von meiner Wohnung in einem Münchner Innenstadtviertel in wenigen Minuten drei oder vier Baugruben, mitten zwischen den Wohnhäusern, die angrenzenden freigelegten Brandmauern sind mittlerweile mit gigantischen Werbeplakaten behängt, damit wenigstens ein wenig Geld fließt. Auf diesen zugewucherten Branchen und in diesen mit brackigem Wasser gefüllten Löchern wurde zuvor gewohnt. Es mögen keine prächtigen Gründerzeithäuser gewesen sein, eher rasch aufgestellte Nachkriegsarchitektur oder Häuser aus den frühen Achtzigern. Aber es haben da Menschen gewohnt, die ihre Wohnungen verlassen mussten, für Neubauten, aus denen nie etwas geworden ist und auch auf absehbare Zeit nichts zu werden scheint. Menschen, die da noch wohnen könnten. Dieses Vorgehen, Bestand abzureißen und neu zu bauen, fällt in normalen Zeiten kaum auf. Es wird halt abgerissen und relativ rasch neu gebaut, und bald kann sich keiner mehr erinnern, dass da mal etwas anderes stand.

Vor einiger Zeit durfte ich Zeuge eines solchen Abriss- und Neubauvorganges werden, den man, zumindest aus Sicht der Investoren, als gelungen bezeichnen darf. Gegenüber unserer Wohnung in München wurde vor ein paar Jahren ein Geschäftshaus aus den späten Siebzigern abgerissen und durch einen Neubau ersetzt. Ich stand dem Vorhaben anfangs, obwohl es eine langjährige Baustelle vor meiner Nase bedeutete – gut, ich gehöre zu jenen seltsamen Männern, die stundenlang in Baugruben starren können –, durchaus aufgeschlossen gegenüber, denn es war geplant, anstelle des Bürogebäudes ein Wohnhaus zu errichten, mit sechshundvierzig Wohnungen. Ganz normale Mietwohnungen, nicht für den ganz großen Geldbeutel, so versprachen wortwörtlich Architekt und Bauherr bei der Vorstellung der Pläne. Wie grotesk dieses Vorgehen aber ist, hat sich für mich in einem vielaktigen Schauspiel gezeigt, auf das ich von meinem Arbeitszimmer aus einen perfekten Blick hatte.



Rückbau eines Gebäudes in der Münchner Innenstadt
Foto Action Press

Kurze Geschichte eines langen Abrisses

Beobachtungen aus der Wohnung zur Wohnsituation in München

Von Jonas Lüscher

Der alte Bürobau war kein architektonisches Juwel, sondern ein etwas behäbiger Baukörper, dem jede Eleganz abging. Manch einer würde vielleicht sogar sagen, ein grober Klotz. Gekrönt von einer seltsamen überdimensionierten Eternitschindelhaube in verwaschenem und ausgebleichtem Hellbraun, die das ganze Gebäude in den teuren Münchner Baugrund zu drücken schien. Darunter fünf Etagen Büroräume, die Fassade aus dunkelbraunen Blechelementen, an denen der Zahn der Zeit nagte. Ebenso braune Fensterrahmen. Hinter den Glasscheiben hingen ramschige Aluminiumjalousien. Regelmäßige vertikale säulenartige Bänder aus hellen Waschbetonplatten sollten der Fassade so etwas wie Struktur verleihen. Rundherum wucherten Bodendecker, kümmerliche Nadelgehölze und Kirschlorbeer. Ich persönlich habe sogar ein gewisses Faible für Gebäude aus dieser Zeit, und es handelte sich dabei um einen typischen Vertreter dieser Dekade, aber ich war mir sicher, die meisten Menschen würden dem Haus aus nachvollziehbaren Gründen keine Träne nachweinen.

Als im Spätsommer 2019 die Abrissarbeiten begannen, stand das Haus bereits viele Monate lang leer. Ein Bobcat machte sich über die Nadelgehölze und den Kirschlorbeer her. Mitsamt den Wurzeln wurden sie aus der Erde gepflügt. Ein Raupenbagger mit Greifklaue verfrachtete das Grünzeug auf drei blaue Sattelkipper des Abbruchunternehmens. Die ersten drei Lastwagen. Hunderte sollten noch folgen. Es dauerte keinen halben Tag, da war der Garten verschwunden. Ein Arbeiter flexte die einbetonierten Fahrradständer kurz über dem Boden ab, ein anderer brachte sie zu einer Schuttmulde, die sich in den nächsten Tagen mit allem Metallischen füllen sollte. Der Arbeiter im Bobcat räumte in Windeseile das Knochenpflaster weg, füllte Schaufel um Schaufel die Pflastersteine, und die Gehweg-

platten kamen auf einen neu angekommen Lastwagen. Das ging alles wie's Semmelbacken. Ich schrieb an jenem Tag kaum eine Zeile. Vergnügt und fasziniert stand ich am Fenster und war überzeugt, in zwei Wochen wäre von dem Haus nichts mehr zu sehen. Ich stellte mir ein, zwei riesige Bagger vor, die das Haus mit pneumatischen Kiefern in Stücke zerbissen und zermalmt wie gefräßige Saurier, sodass irgendwann offene Räume zu sehen wären, in denen noch Reste von Siebzigerjahre-Tapete an den Wänden hingen und alte Wandkalender von Versicherungsunternehmen. Vielleicht stünden noch eine vertrocknete Zimmerpalme in einem Cachepot und ein Flipchart, auf das jemand ein Mindmap gezeichnet hatte, in einem der halbierten Büros.

Wie falsch meine Vorstellungen waren, würde sich bald herausstellen. Erst kam eine Mannschaft, die alles aus dem Haus trug, was nicht niet- und nagelfest war. Bürotüren, Deckenplatten, Handtuchspender, Klokabinentrennwände, die Schränke mehrerer Teeküchen, die schäbigen Aluminiumjalousien. Irgendwann kam der Regen, und das vom Bobcat freigelegte Erdreich verwandelte sich in einen Sumpf. Mehrere Lastwagenladungen Kies wurden gebracht, und mit schwerem Werkzeug wurde eine Fläche geschaffen, auf der man gehen konnte und vor allem die vielen Mulden abstellen, in die fein säuberlich getrennt die aus dem Haus getragenen Gegenstände und Materialien geworfen wurden und die von einem schier nicht abreißen Strom von Lastwagen abgeholt und durch leere ersetzt wurden. Nach einigen Tagen, vielleicht waren es auch mehrere Wochen, kamen die fester verbauten Dinge an die Reihe. Die Trockenbauwände, die Heizkörper, kilometerweise Kabel und Rohre, die Kloschüsseln und Waschbecken, dann der Teppich, ein grauer Nadelfuß. Der war offenbar gut verklebt und über die Jahre spröde geworden. Jedenfalls dauerte es Tage, bis

der Teppich draußen war, manchmal trugen die Arbeiter kleine Rollen heraus, meistens aber Säcke, in denen taschentuchgroße Teppichfetzen lagen.

Ich kam wieder mehr zum Schreiben, die Sache wurde langsam langweilig, bis auf den Vorarbeiter, der sich gewichtig durch die Räume schob, in all den Wochen nichts angefasst hatte außer seinem Handy, mit dem er sich die Zeit vertrieb, wenn er nicht gerade seine Arbeiter herumschickte. Ich dachte kurz darüber nach, ihn zur Figur einer Geschichte zu machen, aber das ging nicht; man merkt ja schon: alles ein einziges Klischee.

Nach dem Teppich folgten die Fenster. Hunderte wurden ausgehängt, herausgetragen, abtransportiert, jetzt sah es auch von außen langsam nach Abbruch aus. Ich rechnete jeden Tag mit den Zangenbaggern, sah aber bald ein, als eine große Mannschaft Gerüstbauer aufmarschierte, dass ich mich wohl noch etwas zu gedulden hatte. Ein Gerüst wurde aufgestellt, nebenbei eine Schutzwand zum angebauten Nachbarhaus errichtet. Ich sah, wie bei den Mietern dort die Dunkelheit einzog.

Die Abbruchmannschaft tauchte wieder auf, und praktisch mit bloßen Händen begannen sie, das Haus in seine Einzelteile zu zerlegen und den Schutt feine säuberlich zu sortieren: die blechernen Fassadenteile auf einen großen Haufen, die Waschbetonplatten auf einen anderen, das Isolationsmaterial in Bigbags. Ich verstand, dass statt „Abriss“ vermutlich der Begriff „Rückbau“ zutreffender war – ein Wort, das ich bislang nur mit stillgelegten Atomkraftwerken in Verbindung gebracht hatte. Bald fragte ich mich, was eigentlich mit dem ganzen Material passierte. Wurde es recycelt? Verbrannt? Vergraben? Ich begann zu recherchieren. Ja, einiges wurde durchaus wiederverwertet. Die Berechnungen allerdings, wie

viel Energie das Recycling verschlang, sahen meistens nicht gut aus. Und von den mineralischen Baustoffen, die das mit Abstand größte Volumen ausmachten, landete das meiste wohl nicht in neuen Häusern, ja, nicht einmal in Straßenbelägen, sondern würde für die Verfüllung von Schächten und Gruben verwendet werden.

Trotzdem war ich für den Moment beeindruckt. Auch von den Arbeitern, die nun in einer Sisyphusarbeit mit Spachteln von den freigelegten Betonaußenwänden ein Geflecht, ein Flies, vielleicht auch nur eine Schicht alten Klebers abzukratzen begannen. Oft lösten sich nur briefmarkengroße Fetzen, aber alles wurde sauber in Säcke verpackt.

Das Haus stand jetzt als Skelett vor meinem Fenster, und während ich einem neuen Trupp Männer zuschaute, die in weißen Tyvek-Anzügen und mit Masken vor den Gesichtern von Hand die seltsame Schindelhaube abzutragen begannen, vorsichtig, ohne etwas zu zerbrechen, alles in Spezialsäcke verpackten, die von einer Spezialfirma abgeholt wurden, begann ich mir vorzustellen, was man aus dem Haus in diesem Zustand nun machen könnte. Wie es mit einer neuen Fassade, vielleicht mit Erweiterungsbauten aus Holz, mit großen Balkonen, mit einem ebenfalls hölzernen Dachaufbau zu einem neuen, schöneren, größeren Haus hätte werden können. Aber die tollen Pläne, die ich im Kopf, ja sogar als ein paar Skizzen in meinen Notizblock gezeichnet hatte – ich muss zugeben, dass ich zu jener Zeit gerade schwer mit einem Romanmanuskript haderte –, wurden in dem Moment Makulatur, als endlich die Abrissbagger auftauchten. Sie machten kurzen Prozess, tonnenweise wurde der nackte Beton zermalmt, zerbröselte, in Stücke geschnitten, der Bewehrungsstahl gekappt und zerbrochen, als wären es rohe Spaghetti. Und Lastwagen für Lastwagen, in einer nicht abreißen Prozession, wurde der Schutt davongefahren. Als selbst das Fundament weg und nur noch nacktes Erdreich zu sehen war, kam der Mann mit dem seltsamen Wagen, und alle anderen verließen die Baustelle. Ganz allein, ein leichtes Gestell auf zwei filigranen Rädern, vor sich herschiebend, ging er systematisch die Baugrube ab. Auf dem Wagen waren Antennen angebracht, Sensoren und ein Radar. Konzentriert beobachtete er einen Monitor, den er vor der Brust trug.

Der einsame Mann von der Kampfmittelsondierung in seinen Gummistiefeln, wie er durch den Baustellendreck geht, seine Füße vorsichtig, Schritt für Schritt aufsetzend, seinen seltsamen Wagen vor sich herschiebend, mit dem er nach nicht explodierten Fliegerbomben aus dem Zweiten Weltkrieg sucht – das wäre eigentlich ein gutes Ende für diese Abrissgeschichte, denn nachdem er seine Sachen eingepackt und in einem grünen Lieferwagen davongefahren war, begann der Neubau. Wieder kamen die Lastwagen, einer nach dem anderen. Diesmal Betonmischer und eine gewaltige Pumpe. Ich als Laie konnte mich nur wundern, welche Mengen an Beton in den nächsten Monaten verbaut wurden. Als wollte man einen Hochbunker errichten. Echte deutsche Wertarbeit. Gebaut für die Ewigkeit – die, wenn man das Schicksal des Vorgängerbaus als Maßstab nahm, vermutlich um die fünfzig Jahre dauern würde.

Und was lässt sich über das fertiggebaute neue Haus sagen? Nun ja, interessante Architektur ist es nicht. Ein etwas behäbiger Baukörper, dem jede Eleganz abgeht. Manch einer würde vielleicht sogar sagen, ein grober Klotz. Rauputz in Weiß und Mittelgrau. Dafür bodentiefe Fenster. Und Loggien wie dunkle Taubenschläge. Mir fehlte etwas die Eternithaube, aber ich hatte schnell vergessen, dass da einmal etwas anderes gestanden hatte.

Ach, eine kleine Nachbemerkung noch: Wir erinnern uns an das Versprechen des Bauherrn. Ganz normale Mietwohnungen, nichts für den ganz großen Geldbeutel. . . . Die Wohnungen kosteten bei der Erstvermietung im Sommer vor zwei Jahren um die dreißig Euro pro Quadratmeter. Die beiden teuersten Wohnungen, ganz zuoberst, standen mehr als ein Jahr lang leer, bis sich Mieter fanden, vermutlich solche mit ganz großem Geldbeutel.

Jonas Lüscher ist Schriftsteller. Er hielt diesen Vortrag kürzlich aus Anlass der Fachtribüne „Die rezyklierte Stadt“ des Peer-Review-Formats „Stadtluft“ in Zürich-Winterthur. Zuletzt gab Jonas Lüscher gemeinsam mit Michael Zichy den Band „Der populistische Planet – Berichte aus einer Welt in Aufruhr“ (C. H. Beck) heraus.

Wenn eine Frau in einem Film das erste Mal die Leinwand betritt, passiert das häufig so: Die Kamera fährt in Zeitlupe über ihren Körper, fängt ihre langen Beine ein, zeigt ihre Taille, ihre Brüste und irgendwann ihr Gesicht. Feministische Filmemacherinnen wie Nina Menkes kritisieren diese Kameraeinstellung. Sie sei sexistisch und reproduziere den männlichen Blick auf den weiblichen Körper. Eine Objektifizierung von Frauen also.

Im Film „But I'm a Cheerleader“ aus dem Jahr 1999, der mit „Weil ich ein Mädchen bin“ nicht schlechter ins Deutsche hätte übersetzt werden können, spielt die amerikanische Regisseurin Jamie Babbit direkt zu Beginn mit ebendieser klischeehaften Einstellung. Cheerleader tanzen in Zeitlupe, während die Kamera nicht mehr zeigt als ihre Beine, ihre Dekolletés, und kurze Blicke unter die Röcke der Frauen wirft. Doch bereits der unter die Szene gelegte Song „Chick Habit“ von April March, dessen Lyrics wohl als Warnung an überholtes männliches Verhalten verstanden werden dürfen (Hang up the chick habit / Hang it up, daddy / Or you'll be alone in a quick), lässt erahnen: Hier ist etwas anders.

Denn die tanzenden Cheerleader entspringen keineswegs einer männlichen Phantasie, sondern der der Protagonistin Megan, gespielt von Natasha Lyonne. Die ist selbst Cheerleader und offenbar nicht wirklich an ihrem durchtrainierten Football-Freund interessiert. Immer wenn er sie küsst, kann sie nur an eines denken: ihre Cheerleader-Freundinnen, die in Zeitlupe tanzen.

„But I'm a Cheerleader“ ist eine satirische Coming-of-Age-Komödie aus den späten Neunzigern, die alle Erwartungen an einen amerikanischen Highschool-Film gnadenlos enttäuscht. Stattdessen wird die christlich erzogene Megan zu einer Konversionstherapie

 Retrospektive:
„But I'm a Cheerleader“

Kitsch und Kult

1999 gelang Jamie Babbit eine satirische Coming-of-Age-Komödie, die ihrer Zeit voraus war.

gezwungen. Dabei ist sie, anders als ihre Eltern, zunächst davon überzeugt, nicht lesbisch zu sein. Schließlich sei sie ein Cheerleader, wie sie als Beweis für ihre Heteronormativität anführt. Ihre Eltern erwidern nur, sie esse Tofu. Und bald steckt Megan im Umerzugsprogramm von „True Directions“. Dort lernt sie, Fliesen zu schrubben, während ihre männlichen Leidens-

gezwungen Autos reparieren müssen. Doch es kommt, wie es kommen muss, und Megan verliebt sich in die rebellische Graham, die ebenfalls „umerzogen“ werden soll.

Es entpinnst sich eine Liebesgeschichte, die wohl das Mainstreamigste an dieser Indie-Produktion sein dürfte, mit verliebten Höhen, einem plötzlichen Wendepunkt, gefolgt von der drama-

tischen Trennung und schließlich: dem Happy Ending.

Ansonsten überschreibt der Film jegliche Klischees, indem er sie auf die Spitze treibt. Das fällt bereits bei der überzogenen Farbpalette auf: Grelles Pink trifft auf helles Blau, Farbcodes für Geschlechterrollen. Und so wird das Haus von „True Directions“ zu einem fast surrealen Ort.



Rollenwechsel: Clea DuVall (links) und Natasha Lyonne

Foto Picture Alliance

Ein Puppenhaus mit karierten Böden und Blumentapeten, in dem jeder Gegenstand aussieht wie eine Plastikattrappe.

Erst als Megan heimlich eine queere Party im Club „Cocksucker“ besucht, wirkt die Umgebung etwas natürlicher: Die Farbübergänge werden fließender und die Palette vielfältiger, wenn auch nicht weniger intensiv.

Ähnlich überzeichnet sind die Charaktere selbst. Und zwar im besten Sinne. Dann sagt die Leiterin des Umerzugsprogramms Sätze wie: „No more sipping, chug it like a man“, als ihr Sohn mithilfe eines Strohhalmes trinken möchte. Diese stereotype Überspitzung der Figuren, lässt sie auf den ersten Blick etwas eindimensional und den Film skurril erscheinen. Doch genau damit schafft er es, seine Kritik an der Konversionstherapie zu transportieren. Den weiteren Tiefgang besorgt auch die Besetzung, zu der neben Natasha Lyonne auch Clea DuVall, RuPaul und Melanie Lynskey gehören.

„But I'm a Cheerleader“ könnte man ebenso gut als Mischung aus „Barbie“ und der Netflix-Serie „Heartstopper“ beschreiben: In einer von Kitsch überzeichneten Welt versuchen queere Teenager, zwischen alten Rollenbildern erwachsen zu werden. Der Film war damit dem gesellschaftlichen Bewusstsein für diese Themen voraus. Zumal die Konversionstherapie damals in christlichen Kreisen noch deutlich akzeptierter war als heute. Dementsprechend wurde der Film von Kritikern aus konservativen Kreisen verrissen. Er wurde von der Motion Picture Association erhielt er zunächst eine NC-17-Bewertung, womit ihn erst Zuschauer ab 18 Jahren sehen durften. Eine explizite Szene gibt es in dem Film nicht. Heute wird „But I'm a Cheerleader“ vor allem in der LGBTQ+-Gemeinschaft als Kultfilm gefeiert. Zu Recht. MINA MARSCHALL